

vermittelte Übergang von dem hohen, starken Sudanneger zu dem hier im äußersten Nordwesten seines Verbreitungsgebietes kleinen, schwächlichen Bantu. Begreiflich, daß der Verfasser deshalb volkstümlich von „grundverschiedenen Rassen“ (S. 344) spricht, obwohl die Mittelafrika durchquerende Trennungslinie zwischen Sudanneger und Bantu, ungeachtet örtlicher Abweichungen im Körperbau, wesentlich nur sprachlich, nicht anthropologisch bedingt ist.

Die Vorliebe des Verfassers gehört den Sudannegern des innern Graslandes. Der Reihe nach berührte er von ihren Stämmen die Tschamba und Dakka, die Dsikum (Djukum), Djumperi, Bafum, Munschi und Utscho. Was er im unterhaltenden Erzählerton von ihren körperlichen und kulturellen Eigenheiten mitteilt, ist größtenteils auch völkerekundlich wertvoll, wenigstens eine genauere wissenschaftliche Behandlung nach ethnologischen oder gar kulturhistorischen Gesichtspunkten außer Betracht lag. Ein gemeinsamer hervorstechender Zug dieser noch heidnischen Stämme liegt in ihrem Glauben an den „Dju-Dju“ oder vermeintlich unwiderstehlichen Zauber, dem sie fast alles Unheil zuschreiben. Das ganze Buch ist von lebenswahren Beispielen dieses Dju-Dju-Glaubens durchsetzt und rechtfertigt so seinen Titel. In anerkennenswerter Weise suchte der Verfasser bei seinen Negern diesem traurigen Irrwahn entgegenzutreten, allerdings wohl zu ausschließlich durch rein natürliche Aufklärung, die so gut wie wirkungslos blieb. Ein tieferer christlicher Gedanke findet sich nicht angeregt, wie man hier und da auch dieser oder jener Negerfeste gegenüber den Ton etwas mehr ethisch durchhaucht wünschen möchte. Auch das gehörte unfres Erachtens zu dem warmen „deutschen Herzen“, das der Verfasser dem Neger sonst sichtlich entgegenzubringen bemüht war.

Noch farbenprächtiger wird das gezeichnete Völkerbild durch die besonders im Norden verstreuten mohammedanischen Fulbe (Fulla) und Haussa. Stehen wir hier doch in dem Gebiete, wo vor gar nicht langer Zeit die hamitischen Fulbe, ursprünglich wohl aus dem Osten stammend, in blutigen Eroberungszügen den Islam und die Sklaverei südwärts bis ins Herz Kameruns trugen. Zahlreiche Dorfruinen, besonders südwestlich der Vogelspize, kündeten noch von jenen unmenschlichen Sklavenjagden, die nunmehr hoffentlich endgültig der Vergangenheit angehören. Und jetzt nach Aufhören des einträglichen Sklavenraubs sehen die verarmenden Fulbe ihren Besitz immer

mehr in die geschickten Händlerhände der von ihnen einst unterworfenen Haussa, dieser „schwarzen Juden“ Afrikas, wandern — eine wohlverdiente Nemesis!

Mitten in solche lebendige, noch heute fortwirkende Entwicklungen und Umschichtungen jener nordwestkamerunischen Grenzvölker versetzt uns das Degnersche Buch, und darin liegt sein hauptsächlichster Wert, ganz abgesehen von den prächtigen Naturschilderungen und fesselnden Jagdbildern, die seine Lesung vielfach zum Genuß machen. Und was uns Deutsche nach dem bitteren Raub unsrer Kolonien und der Verneinung deutscher Kolonisationsfähigkeit trösten kann, ist die oft ungeheuchelt hervorbrechende Freude, womit die eingeborene Bevölkerung ihre Einbeziehung ins deutsche Schutzgebiet begrüßte. Möge eine gerechtere Zeit uns bald wieder Gelegenheit geben, im freien Wettstreit mit den andern christlichen Kulturvölkern dem armen, in mehrfacher Knechtschaft schmachtenden Neger wahre Freiheit, Bildung und Gesittung zu bringen!

August Padtberg S. J.

Literaturgeschichte.

Das Schicksal als poetische Idee bei Homer. Von Dr. P. Engelbert Eberhard O. E. S. A. 8^o (80 S.) Paderborn 1923, Schöningh.

Die Homerforschung wendet sich in jüngerer Zeit wieder der religiösen Seite der Dichtungen zu. Das ist zu begrüßen. Eberhard sucht in vorliegender Arbeit die Bedeutung des Schicksals, der Moira (Misa), bei Homer aufzuklären. Diese Moira ist eine rätselhafte Sphinx: bald scheint sie von Zeus abhängig zu sein, bald steht sie selbständig neben ihm und der Gesamtheit der Götter, bald tritt sie über Zeus selbst herrschend auf. Eine Einigung der Ausleger in der Frage ist bisher nicht erzielt. Nach dem Vorgang neuerer Forscher, darunter seines Lehrers Engelbert Drerup, glaubt nun Eberhard über alle Schwierigkeiten einfach durch die Annahme hinauszukommen, daß der ganze Götterapparat des homerischen Epos in erster Linie nicht religiösen, sondern technischen Zwecken diene, und das gelte auch vom Schicksal. Die Moira sei in der dichterischen Komposition nichts anderes als die konzentrierte poetische Idee, wonach der Ablauf der Handlung von vornherein eingestellt sei. Im Verhältnis zu Zeus aber laufe ihre Funktion darauf hinaus, zu verhüten, daß die Handlung etwa durch ihn in eine andere Richtung gedrängt werde, als es im Rahmen der dichterischen Anlage angängig wäre. Wenn das zu geschehen

droht, stellt sich im glücklichen Augenblick eine Schicksalsbestimmung mit ihrem Veto ein, dem der Obergott und die übrigen Unsterblichen in Ehren sich fügen. Ueberhaupt regelt das Schicksal den Gang der Handlung nach den Ideen des Dichters, und ist dieser gelegentlich in Verlegenheit, wie er die Wendung der Ereignisse nach dieser statt nach jener Seite motivieren soll, so hilft ihm die bequeme Verufung auf das Schicksal, wonach es so und nicht anders sein muß.

Eberhard hat recht, wenn er selbst meint, eine solche rein äußerliche Begründung möge freilich Bedenken erregen. Uns scheint sie eines großen Dichters weniger würdig, bei Homer aber ausgeschlossen zu sein. Sie verflüchtigt Wesen und Gehalt von Göttern und Schicksal in einem Maße, wie man es Homer nicht zutrauen darf. Die Helden der Ilias und Odyssee sind durchdrungen von ihrer Abhängigkeit vom Schicksal wie von den Göttern, denen sie Gebete und Opfer darbringen, und der Dichter bezeugt auf Schritt und Tritt, daß er und sein Hörerkreis diese Überzeugung teilten. Nein, nicht damit der Plan und die Ideen des Dichters zur Ausführung gelangen, müssen Schicksal und Götter gleichsam als dienende Geister einspringen, sondern weil nach des Zeus und des Schicksals Gedanken und Ratschlüssen die Ereignisse unter Mitwirkung der menschlichen Freiheit sich so und nicht anders abwickeln müssen, bringt sie der Dichter in seiner Erzählung so und nicht anders zum Ausdruck. Der Dichter hat die planmäßige Leitung des Schicksals im menschlichen Geschehen erkannt und zum Plan und zur Idee seiner Darstellung gemacht. Eben darin liegt seine Kunst und der hohe Gehalt seiner Schöpfung. Vielleicht sind wir indessen in der Grundauffassung weniger weit voneinander entfernt, als es scheint; es finden sich bei Drerup wie bei Eberhard Stützen für dies Urteil. Jedenfalls bietet Eberhards umfassende und sorgfältige Arbeit alle nötigen Anhaltspunkte, um zur Lösung des homerischen Moiraproblems zu gelangen. Der Weg dünkt uns folgender:!

Des Verfassers genaue Unterscheidungen im homerischen Gebrauch der Worte „Moirä“ und gleichbedeutend „Alfä“ zeigen deutlich, daß der Dichter auf eine ganz andere Weise zum Begriff des Schicksals als zu den Vorstellungen von der Götterwelt gekommen ist. Den Moiräbegriff hat er durch natürliches, folgerichtiges Denken aus den Erfahrungstatsachen erschlossen. Dafür spricht unabweislich der Bedeutungsübergang des Begriffs von der Wirkung zur Ursache, nämlich von der appellativen Be-

deutung der Moirä als einer Sache, wie „Teil“, „Anteil“, „Gebühr“, „Los“, „Geschick“, „Schicksal“, zur Bezeichnung des persönlich gefaßten Schicksals, d. h. der die Geschicke verhängenden Macht. Beide Arten des Gebrauchs sind bei Homer zahlreich vertreten. Aus dem Erfahrungsgebiete der menschlichen Geschicke ist der philosophierende Dichter emporgestiegen zu der übersinnlichen und persönlichen Ursache dieser Geschicke, der Schicksalsmacht. Gut hebt Eberhard eigens hervor, daß es eine ethische Macht ist. Man wird nicht irren, wenn man annimmt, daß dieser Glaube Homers auch Gemeingut des Volkes seiner Umgebung und Zeit war. Den ganzen Götterstaat hingegen übernahm Homer als etwas Gegebenes der griechischen Sagenüberlieferung. In ihr galten aber als Herren der Welt die Götter in ihrer Gesamtheit oder zumeist Zeus allein, „der Vater der Götter und Menschen“. Unser Dichter versuchte nun einen Ausgleich zwischen den beiden Kompetenten um die Leitung der menschlichen Schicksale. Die sachlichen „Lose“, „Geschicke“ gehen auch von Zeus aus; „Alfä des Zeus“ (Schickung von Zeus her) wird fast gleich mit „Ratschluß des Zeus“. In vielen Fällen steht die personifizierte Moirä selbständig und friedlich neben dem Obergott; dieselben Wirkungen werden abwechselnd auf die Moirä und auf Zeus als Verursacher zurückgeführt. Indessen gibt es doch bestimmte Fälle, wo die Moirä über alle Unsterblichen, Zeus nicht ausgenommen, die Herrschaft ausübt; das tritt dann ein, wenn es bei diesen sinnlich, menschlich gedachten Göttern der Sage eben zu sehr „menschelt“, wenn ihr Wissen, ihre Macht, ihr sittlicher Charakter von der göttlichen Höhe herabsinkt. Sie vermögen z. B. nichts gegen das Todesgesetz der Menschen, Zeus selbst läßt sich täuschen und ist nicht frei von sittlichen Schwächen. So gibt es denn Zusammenstöße mit der unbedingten Geltung der Bestimmungen eines höchsten Willens und den Anforderungen des Sittengesetzes. Da setzt sich nun das absolute Schicksal durch als die letzte Ursache der festen Regel und Ordnung im Ablauf der Weltereignisse. Seinen Fügungen müssen dann auch die Götter weichen. Die bezeichneten Wechselbeziehungen stellen mithin eine Art Kompromiß zwischen zwei verschiedenen Gottheitgedanken dar. Das Schicksal steht tatsächlich nach Ursprung und Inhalt seines Begriffes außerhalb der mythischen Göttergesellschaft; es hatte darum auch keinen Kult wie diese, jedenfalls zu Homers Zeiten nicht; und erst später finden sich Moiren, nach Ähnlichkeit der Fjoren sinnlich gefaßt und in der

Dreizahl, spärlich verehrt. Auf diesem Wege ergibt sich also eine Lösung des homerischen Schicksalsproblems, die nach allen Seiten befriedigt, was für ihre Richtigkeit spricht. Zudem liefert dies Ergebnis einen gesicherten und nughbaren Beitrag zur Religionswissenschaft und Apologetik.

Roland Herkenrath S. J.

Die deutsche Dichtung in ihren kulturellen Zusammenhängen mit charakteristischen Proben. Eine Geschichte der deutschen Literatur. Herausgegeben von Dr. Franz Fassbinder, Studienrat an der städtischen Viktoria-Schule in Essen, Dr. August Kahle, Professor am Paulinischen Gymnasium in Münster i. W., und Dr. Friedrich Korf, Oberstudiendirektor am städtischen Realgymnasium in Köln-Nippes. Drei Teile. gr. 8°. (XXXII u. 1108 S.) Freiburg i. Br. 1922, Herder & Co. Geb. G M 12.—

Eine Literaturgeschichte schreiben, ist immer ein schwieriges Unternehmen; gehen ja gerade auf diesem Gebiete die Anschauungen, Forderungen und Wünsche nach ganz entgegengesetzten Richtungen auseinander. Die einen können die Berechtigung einer eigenen Literaturgeschichte, wenigstens im landläufigen Sinne, gar nicht einsehen und halten dafür, man werde aus der Beschäftigung mit den Werken der Dichter selbst schon alles Nötige erfahren; andere wieder können sich an Nachrichten über die Dichter, Anmerkungen und Einleitungen zu ihren Werken, deren Werdegang und Schicksale gar nicht genug tun und schreiben darüber Bücher, die viel dickleibiger sind als die Werke selbst. Auch über den Zweck der Literaturgeschichte ist man sich nicht immer einig und klar: soll sie nur eine Sammlung von Namen der Dichter und ihrer Werke sein, mit einem mehr oder weniger treffenden und geistreichen Beiwort versehen, das sich dann von einem Buche ins andere forterbt? Oder soll die Literaturgeschichte das Verständnis des dichterischen Kunstwerks erschließen durch genaue Schilderung der Abstammung, des Bildungsganges, der Umgebung, der Lebensschicksale usw. und vielleicht den scharfen Nachweis liefern, daß der Dichter gerade so schreiben mußte und nicht anders schreiben konnte? Endlich bestehen auch große Meinungsverschiedenheiten in Bezug auf den Umfang einer Literaturgeschichte: Wer ist denn würdig, in der Literaturgeschichte verewigt zu werden? Wie viele Namen darf und muß sie aufweisen? Und diese Fragen sind um so schwieriger zu lösen, je näher die Dichter an die Gegenwart

heranreichen. Ein starkes Hervortreten des subjektiven Elementes läßt sich da beim besten Willen nicht vermeiden.

Schwierig gestaltet sich die Abfassung einer auf der wissenschaftlichen Höhe stehenden Literaturgeschichte auch deshalb, weil gerade in den letzten Jahren auf diesem Gebiete viel gearbeitet wurde. Von den verschiedensten Seiten sucht man an den Dichter und sein Werk heranzukommen und beide immer besser zu verstehen; neben der philologischen, historischen, ästhetischen Methode spricht und schreibt man heute eingehend von sozial-literarischer, ethnologischer, psycho-analytischer Betrachtungsweise, von intuitiver, stil-ästhetischer Richtung u. dgl. (vgl. darüber Paul Merker, Neue Aufgaben der deutschen Literaturgeschichte. Leipzig 1921, Teubner). Will eine Literaturgeschichte sich da durchsetzen und behaupten, so muß sie ihre Berechtigung nachweisen und wenn auch nicht gerade richtunggebend und bahnbrechend in Bezug auf die eine oder andere Anschauungsweise wirken, so doch ihr eine besondere Aufmerksamkeit widmen und sorgfältig ausbauen.

Die Stärke der vorliegenden neuen Literaturgeschichte soll, wie schon der Titel verkündet, in der Auswahl charakteristischer Proben und der Einordnung der Dichter und ihrer Werke in die kulturellen Zusammenhänge bestehen; beide Aufgaben sind im allgemeinen wohl auch recht glücklich gelöst. Das Buch gliedert sich in drei von je einem der Herausgeber bearbeitete, dem Umfange nach ziemlich gleich große Teile: Das Mittelalter, mit vier Perioden, Vom Humanismus bis zu Goethes Tod, mit drei Perioden, und Von der Romantik bis zur Gegenwart, mit fünf Perioden.

Außerst gründlich und sehr ausführlich ist das Mittelalter behandelt; naturgemäß wiegen da die Proben sehr stark vor; sie sind teils in ursprünglicher Fassung, teils in Übersetzungen gegeben, manchmal beides. Das Nibelungen- und das Kudrunlied nehmen etwa 100, Walthar von der Vogelweide etwa 30 Seiten ein. Der kleine Abriss der mittelhochdeutschen Grammatik und das Wörterbuch sind sehr gut gearbeitet, aber als erste Einführung vielleicht doch etwas zu schwer; recht gehaltreich und belehrend ist die Bemerkung über den Bedeutungswechsel der Wörter (S. 236).

In den folgenden Abschnitten sind zuerst immer die Geistesströmungen dargestellt, die Perioden im allgemeinen charakterisiert und in Verbindung gebracht mit den bildenden Künsten, besonders der Malerei. Die Einteilung der einzelnen Perioden geschieht meist nach